

Rhein Mosanischer



Rahn Volksfreund

Zeitung für Heimatkunde und -Litter.

für Heimat-Industrie und -Handel.

Sonntag, den 5. September 1920

Das Lied der Mutter

Von Hedwig Bachmann.

Mein Kind, mein Kind! In Kriesskälte wohnt
Dem Sorgenkind entzogen noch dein Los.
Du lebst von meiner Kriesskälte und Gut.
Mein Kind, mein Kind! Du wirst nun langsam groß.
Und tust erstaunte Blicke in die weite Welt.
Klingt nicht es dich nicht mehr noch meinem Schloß;
Mein Kind, du bist schon auf dich selbst gestellt.
Gleich einem Strom gewinnst du eigenen Lauf
Zu fernem, die kein Blickstrahl noch erreicht.
Mein Kind, ein neues Volk wachst mit dir auf!
Wird, was wir nur geahnt, in euch Gestalt?
Nicht, was wir nur ersehnt, mit euch heraus?
Mein Kind, die Zeit zerbrach, ich werde alt,
Wird eurer Kinder Zukunft anders sein?
Wenn unsere bangen Stimmen längst verhallt?

St. Rochusfest zu Bingen

Von Johann Wolfgang Goethe.

(Schluß).

Eine große Bewegung überhand: nun kommt
die Hauptprozession von Bingen herauf. Man eilt
den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun er-
scheint man auf einmal über den schönen, herlich
veränderten Landschaftsbild in eine ganz neue Szene.
Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten
und Baumgruppen um sie her, am Ende eines
wichtigen Tales, wo die Röhre herankommt. Und
mit der Röhre, der Mauer, die Ehrenburg! Im
Hintergrunde die ersten und grauen Felswände, in
die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt.

Die Prozession kommt herauf, ganz und ge-
ordnet wie die übrigen. Vorweg die kleinen Knaben,
Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen
den heilige Rochus in schwarzem Sammet mit goldenen
Borten, der gleich einem langen, goldbebräunten
Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund,
das Brot zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut.
Folgen gleich hinter Knaben in kurzen, schwarzen
Hosen, Mädchen in weißen, mit roten Streifen,
Stöße in den Händen. Dann treten erste Männer her-
an, wieder für Bauern noch Bürger zu halten. An
ihren ausgebreiteten Gesichtern glaubt ich Schiffer
zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedeu-
tendes Handwerk, wo jeder Augenblick feig bedacht
werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig be-
treiben.

An rotgezierter Balken hängen betauf: unter
ihm verheiratete man des Hochzeits, dem Bischof
getragen, von Gesellschaften umgeben, von öster-
reichischen Kriegern begleitet, gefolgt von geistlichen
Autoritäten. So wird vorgeschritten, um dies poli-
sch-wesentliche Fest zu feiern, welches für ein Sym-
bol gelten sollte der wiedergewonnenen linken Rhein-
seite, sowie der Glaubensfreiheit an Wunder und
Sagen.

Alles drängte sich nun gegen die Kapelle und
strebte zu derselben hinein. Wir, durch die Wege
festgehalten, gehoben, verweilten im Freien, um an
der Mündung des Flusses der weiten Aussicht zu ge-
nießen, die sich in das Tal eröffnet, in welchem die
Röhre ungeheuren heranschleicht. Hier beherrscht ein

gesundes Auge die mannigfaltigste, fruchtbarste Ge-
gend, bis zu dem Fuße des Donnersbergs, dessen
mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch ab-
schließt.

Nun wurden wir aber sogleich gewahrt, daß wir
uns dem Lebensgemüse näherten. Gezeigte, Buben,
Bänke, Schirme aller Art fanden hier aufgereiht.
Beschäftigt fanden wir eine junge tätige Witte, um-
gehend einen glänzenden weiten Aschenhaufen, frische
Wärme — sie war eine Wegwerfmaschine — zu brauen.
Durch eigenes Handreichen und vieler starrer Diener
unablässige Verschickungen wußte sie einer solchen
Waffe von zuströmenden Gästen genug zu tun.

Auch wir, mit fetter, dampfender Speise nebst
frischem, trefflichem Rot reichlich versehen, bemä-
chten uns, Platz an einem geschützten, langen, schon
besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rüd-
ten zusammen, und wir erheiterten uns angenehmer
Nachbarschaft, so lebenswürdiger Gesellschaft, die von
dem Ufer der Röhre zu dem erneuten Fest gekom-
men war. Mürrere Kinder tranken Wein wie die
alten. Bäume Kränze, mit weichen Rosenzweigen
des Heiligen, rundeten im Familienkreise. Auch wir
hatten dergleichen angeschafft und legten sie wohlge-
füllt vor uns nieder.

Da ergab sich nun der große Vorteil solcher
Volksversammlungen, wenn durch irgendein höheres
Interesse, aus einem großen, weltanschaulichen Kreise
so viele einzelne Strahlen nach einem Mittelpunkt
gezogen werden.

Der Genus des Weins war durch solche Ge-
spräche nicht unterbrochen. Wir fanden unsere
leeren Gefäße zu dem Schenken, der uns ersuchen
ließ, Geduld zu haben, bis der dritte Obm angesetzt
sei. Der dritte war in der frühen Morgenstunde
schon verzapft.

Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der
Hauptgegenstand alles Gesprächs der Wein blieb,
wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein
Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse,
und hier ist es fast zu sehen, daß die Wagnanten
unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Jo-
hannistberger, Rüdesheimer lassen einander gelten,
nur unter den Söckern minderen Ranges herrscht Ei-
fer und Streit. Hier ist denn besonders der sehr
beliebte Rheinhäuser viele Ansetzungen unterworfen.
Einen Weinbergbesitzer von Ober-
ingelheim hört ich behaupten, der übrige gebe je-
nem wenig nach. Der Eifer solle schließlich geübt
sein; davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil
er schon ausgetrunken sei. Dies wurde von den
Beisitzenden gar sehr bestritten, weil man rote Weine
gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Auch unsere braunen Kränze kamen wiederum
genutzt, und als man die letzten letzten letzten
Nemmen des Festes überall so wohlwollend be-
schäftigt sah, mußte man sich fast schämen, die Ge-
schichte derselben nicht genau zu wissen, ob man
gleich sich recht gut erinnerte, daß er, auf alles in-
dieser Gut völlig verzichtend, bei Wartung von Fest-
kränzen auch sein Leben nicht in Anschlag gebracht
habe.

Nun erzählte die Gesellschaft, dem Wunsch ge-
follig, jene anmutige Legende, und zwar um die
Wette, Kinder und Eltern, sich einander einflüsternd.

Hier lernte man das eigentliche Leben der Sage
kennen, wenn sie von Mund zu Mund, von Ohr zu

Ohr wandelt. Widersprüche kamen nicht vor, aber
unendliche Unterschiede, welche daher entspringen
mochten, daß jedes Gemüt einen andern Anteil an
der Begebenheit und den einzelnen Vorfällen ge-
nommen, wodurch denn ein Unfand bald zertrü-
gelt, bald hervorgehoben, nicht weniger die verschie-
denen Wanderungen, sowie der Aufenthalt des Hei-
ligen an verschiedenen Orten verwechselt wurde.

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereignis:
man eilt zum Prediger; alles Volk drängt sich nach
der Orgel. Dort ist das Gebäude noch nicht
vollendet, hier stehen noch Rüstungen, schon wäh-
rend des Baues dient man Gott.

Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer
auf Balken getragen, ist nur von innen zugäng-
lich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in
den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, daher
um ein Knabe den Schirm überhört. Er spricht
mit klarer, verständlicher Stimme einen rein ver-
ständigen Vortrag. Wir glauben, seinen Sam ge-
hört zu haben, und wiederholten die Rede manchmal
mit Freunden.

Die Zuhörer schauten indes zu dem reinen
Gerölle des Himmels hinauf: das klarste Blau
war von leicht hinschwebenden Wolken belebt; wir
sahen auf hoher Stelle. Die Aussicht rhein-
wärts liegt, deutlich, frei, den Prediger zur Linken
über uns, die Zuhörer vor ihm und uns hinab-
wärts.

Der Raum, auf welchem die zahlreiche Gemeinde
sitzt, ist eine große, unvollendete Terrasse, ungleich
und hinterwärts abfallend. Künftig, mit künfti-
gem Sinnem noch mehr herangebracht und ein-
gerichtet, wäre das Ganze ein der schönsten Ver-
sammlungen in der Welt. Kein Prediger, vor mehreren
tausend Zuhörern stehend, sah je eine so reiche
Landschaft über seinen Hörern. Nun stelle der Bau-
meister aber die Menge auf eine reine, gleiche, viel-
leicht hinterwärts wenig erhöhte Fläche, so wären
alle den Prediger und Hörer bequemer, diesmal aber,
bei unvollendeter Anlage, fanden sie abwärts, hin-
terwärts, sich einander schauend, so gut sie konn-
ten. Eine von oben übersehene wunderbare, still-
schweigende Woge.

Die Predigt endigte gewiß für alle heilsam; denn
jeder hat die deutlichen Worte vernommen und jeder
die verständigen praktischen Lehren beherzigt.

In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt,
fanden wir doch daselbst keine Ruhe; wir wünschten
keine Ruhe nach so viel wunderbaren, göttlichen und
menschlichen Ereignissen und geschwind in das derbe
Rottwein zu stürzen. Ein Rahn führte uns flussab-
wärts durch die Strömungen. Ueber den Rest des alten
Festlandes, den Zeit und Kunst besiegen, glitten
wir hinab; der mächtige Turm, auf unendlichen
Quarsteinen gebaut, blieb uns zur Linken,
die Ehrenburg rechts, bald aber schieden wir für dies-
mal zurück, das Auge voll von jenen abschließenden
granitigen Gebirgsschluchten, durch welche sich der
Rhein seit ewigen Zeiten hindurchschneidet.

So wie den ganzen Morgen, also auch auf die-
sem Rückwege begleitete uns die hohe Sonne, ob-
gleich aufsteigende vorübergehende Wolken zu einem
erhöhten Regen Hoffnung gaben; und wirklich
strömte er endlich alles erquickend nieder und hielt
lange genug an, daß wir auf unserer Rückreise die
ganze Landesstrecke erfrischt fanden. Und so hatte

der heilige Rochus, wahrscheinlich auf andere Not-
helfer wirkend, seinen Segen auch außer seiner ei-
gentlichen Obhut reichlich erwiesen.

Das Erlebnis des Lebens

Von Leo Reind.

Gedächtnis.

Noch den Regeln unseres amerikanischen Dialekts
habe ich mich heute zu erheben. Sie werden denken,
ich hätte dies längst schon tun können. — Sie sind
sehr freundlich, ich weiß. Aber schließlich brauche ich
ja nicht so bei der Hand zu sein und vor dem Termin
nicht zu bezögeln. Und ich habe noch eine lange
Stunde Zeit. Fast eine Stunde, mein Herr, die ich
an Sie verschende, um für dieses unendlich reizvolle
Jahr zu danken; oh, ich danke Ihnen sehr.

Sie werden deshalb denken, ich sei ein Narr. Und
bin vielleicht doch keiner. Ich war wohl traurig im
Anfang — was ich jetzt nicht bin. Es waren nicht
eben die glücklichsten Augenblicke, in welchen mir ein-
fiel, in einem Jahre sei alles aus. Die Zeit war ge-
nau bemessen auf Stunden, die ich die dürren
Zungen eines Lottogewinns zusammenrücken und Raum
und Ziele für mich abstecken. Was Wunder
wollte ich nun schnell noch „Herr über die Welt und
Beister sein“, Alexander und Diogenes zugleich!
Brauche ich vielleicht zu avancieren oder für meine
Zukunft noch zu sorgen? — Ich erlebte mein Leben
noch einmal, erlebte es auf eine ganz andere Art,
lebte es mit hundert Seelen, hundert Herzen, hundert
Augen. Als hätte ich bisher geträumt, sprang ich
dem Leben an den Mund und sog den Duft aus
seinen Melodien. — Aber ich schreibe keine Briefe
mehr und verlange nach keinen Zeitungen. Und ich
habe niemanden mehr. — Wie wunderbar!

Und einmal gingen mir die Augen auf und ich
entdeckte plötzlich den Tag — einfach den Tag, wie
er sich in tausend gärtlichen Schimmerchen um alle
Dinge schmeigt. Es war die Sensation meines Jah-
res. Und ich wäre sonst sonst einmal gestorben,
ohne ihn je gesehen zu haben. Ach, wie mit anbe-
tem Empfinden hab' ich der Sonne dann in ihr
liebes, gutes Antlitz gesehen, eilte ich jeden Morgen
zu mein Fenster, ob sie auch heute wieder schiene!
Und es war so schön, daß sie schien. Denn dieses
Leben hatte ja nur mehr einen Frühling, einen
Sommer, einen Herbst und einen Winter. Und
deshalb einen Winter verschlendernde ich im Silde und
sah mir die Vorhänge an, eingelegt in die Klang-
farben der Mandolinen und dann fortgetragen von
einer großen Sehnsucht nach fernem, unberührten
Palmenland.

Auf einer solchen Insel hörte es wohl auch den
Frühling. Und in dem Glauben, man rufe ihn schon,
kam er werdend an die kleine Gitterpforte und sang
und sang sein wunderbares Lied. Primeln und
Glocken schaukelte er in die weichen hellen Wiesen, denn
wilden Wiesen. Und wie er jetzt damit war, fiel
noch eine ersehnte Liebe Menschenblüte wie vom Him-
mel in all die Pracht. Jeden Nachmittag suchten
wir einander ohne Verabredung in diesem aufgeschlos-
senen Garten, und uns allein abgesehen, flohen wir
uns doch wieder, wie getrennt von den umbläuten
Zäunen und wogenden Zweigen. Bis zum Abend
irrten wir unter den tausend leuchtenden Lampen

Schantungsbahn

Tante Rosalie war gestorben. Wir waren sehr
betäubt — doch nicht ohne Hoffnung. Tante Rosalie
hatte bei Lebzeiten einige Comptable für uns übrig
gelassen. Sie würde uns auch im Tode nicht vergessen.
In der Tat kam bald ein Schreiben des zuständigen
Amtsgerichts.

„Entsetzt!“ fragte meine Frau, meine Nerven
zitternd.

„Nicht ganz“, sagte ich. „Zehntausend sind
immerhin.“

„Und da machst du so ein Gesicht — bei so viel
Geld. Weist du, Liebster, ich habe gerade ein neues
Judenkleid nötig.“

„Liebes Kind, so große Sprünge können wir
damit nicht machen. Bedenke, daß davon die Erb-
schaftsteuer, die Erbschaftsteuer, die Begräbnis-
kosten, die Gebühren für den Notar und was weiß ich, ab-
gehen — was übrig bleibt, reicht bestenfalls —“

„Du wirst das Geld selbstverständlich in Pa-
piere anlegen“, rief Vetter Oskar. Oskar war bei
der Bank. Er galt in Geldsachen als Fachmann.

„Natürlich werde ich es anlegen“, sagte ich.

„Uebrigens es mir nur getrost, ich laufe auch ein
gutes, sicheres Papier.“

„Was sollen wir damit tun?“ fragte meine Frau
unbeteiligt.

„Wir spekulieren —“ meinte Oskar trocken.

„Und mein Judenkleid?“

„In einigen Wochen wirst du dir drei Juden-
kleider kaufen können!“ tröstete Oskar.

„Wenn wir Glück haben!“ schaltete ich ein.

„Wir haben Glück — verlaß dich drauf.“ Ein
Kollege von mir hat in drei Tagen zehntausend
Mark an Schantungsbahn verdient. Jetzt — tausend
— Mark!“

„An Schantungsbahn?“

„Wie ich sage.“

„Das ist sicher nicht noch Tante Rosalies Sinn,
daß ihr ihr Geld so leichtfertig aufs Spiel setzt.“

„Wende meine Frau ein. „Der spekuliert, ist wie
ein Tier auf blinder, ungeteuerter Fährte“ pflegte sie zu
sagen.“

„Tante Rosalies Spekulationen“, antwortete Oskar.

„Freilich, sie hatte Recht —“ weil sie nicht auf
den Rat von Hochzeiten hörte.“

„Ach so, darum — sind es nur noch zehntausend
Mark?“ nicht ich verheißend.

„Es werden sie mehr.“

Oskar's Zurechtweisung riefte uns Vertrauen ein.

Die Erbschaftsteuerregulierung dauerte einige Mo-
nate. Die Erbschaft ging zu zwei Dritteln drauf da-
bei. Von der schönen runden Summe blieben nur
noch ein paar Tausender übrig. Meins Frau sah
ein, daß das für ein Judenkleid kaum mehr in Frage
kam, wenn man noch einen passenden Hut und pas-
sende Schuhe dazu rechnete. Ich dachte also die Erb-
schaft in meine Brieftasche und bog mich zu Oskar
auf die Bank.

„Kann man damit noch etwas anfangen?“ fragte
ich.

„Allemal. Aber es wäre gut, du legst noch ein
paar Tausender aus deinem Konto dazu.“

„Was würden wir kaufen?“

„Schantungsbahn selbstredend.“

„Schantungsbahn oh!“

Ich hatte nie im Leben von Schantungsbahn
gehört. Ich hielt ihn bisher für ebenso unverständlich
wie die ausländischen Bekanntmachungen und die Schö-
pfungsgeschichte. Ich hatte immer von Zahlen
jenseit der Abrechnung, die viele Menschen vor
dem Telefongespräch oder Kurzbuch besaßen. Es
gab eben notwendige Uebel, deren Bekanntheit man
schien, wenn man auch eine gewisse Verabredung
darüber empfand, daß sie existierten. Der Schan-
tungsbahn und die Notwendigkeit gehörten zu diesen Dingen.

Selbst ich als Aktienbesitzer war, verwechselte ich
meine Aktien in brennendstem Interesse. Ich be-
trachtete mich der Zeitung und mein erster Blick galt
dem Kurszettel.

Schantungsbahn. Ah, da stand sie. Siehe da,
seit gestern war sie um 20 gefallen. Warum war
sie nicht gefallen? Dann hätte man sie heute billiger
kaufen können. Nun, sie stieg wahrscheinlich auch
morgen.

Meine Frau, die sonst lediglich für die Fortsetzung
des Romans, für die Familienangelegenheiten und die Le-
bensmittelbekanntmachungen Teilnahme zeigte, ließ
sich von mir das Wort mit dem Kurszettel geben.

Meine Belehrung wies sie ab. Sie sei mündig er-
klärte sie. Nachdem sie eine Viertelstunde über dem
Zahlenblatt nachgedacht hatte, fragte sie, welche
Nummer wir gezogen hätten.

Ich sah sie an und sah auf das Zeitungsblatt.
Sie hatte die Gewinnliste der Klassenlotterie aufge-
schlagen.

Ich dachte sie aber den Unterschied beider Zahlen-
tabellen auf. Sie wurde unsicher.

„Hätte ich doch lieber mein Judenkleid dafür ge-
kauft“, jammerte sie. „Wenn wir noch tausend Mark
zugelegt hätten.“

Ja, hätte sie — nun aber hatten wir Schantung-
bahn. Oder vielmehr, wir hatten sie noch nicht.
Denn erst nachdem sie um rund 50 weiter gezogen
war, konnte Oskar sie.

Es schien mir nicht klug, aber Oskar war Fach-
mann.

Tagelang drehte sich jetzt das Gespräch um Schan-
tungsbahn. Mein erster Blick in die Morgenzeitung
— noch ehe ich Toilette gemacht hatte — war Schan-
tungsbahn.

„Wie steht Schantungsbahn?“ fragte meine Frau.

„Sie steht“, gab ich kopfschüttelnd zur Antwort.
Es war merkwürdig. Vorher war das Papier deu-
tlich gestiegen. Jetzt, da ich es besah, stand es.

„Du hättest es billiger kaufen sollen“, stellte ich
Oskar zur Rede. „Der kauft auch ein Papier zu
so hohem Kurs.“

„Davon verstehst du nichts“, erwiderte er. „Schan-
tungsbahn hat Ausschüttungen, sage ich dir. Nur nicht
nervös werden. So ein Papier muß sich auch mal
erholen — vom Ereignis. Es nur eilt, in den
nächsten Tagen wird es weiter steigen.“

Ich gab also Oskars. Aber Schantungsbahn stiel-
terte nicht. Fiel ihr gar nicht ein. Im Gegenteil.
Sie schien sich eines Besseren zu besinnen und sank.

„Was steht dir, Liebster? Du siehst schlecht aus?“

„Ich verstehe mich nicht auf Schantungsbahn.“

„Was soll mir fehlen? Schantungsbahn ist wieder
um 12 gefallen.“

„Es erschau.“

„Aber Oskar sagte doch —“

„Oskar ist — unter uns gesagt — immer ein Fach-
mann, aber tragend am Boden.“

„Am besten ist es, du läßt dir das Geld wieder-
geben“, rief sie.

„Werde mich hüten — auch noch Verluste wegen
der launigen Schantungsbahn. Wir werden eben wa-
ten müssen.“

Indessen sank Schantungsbahn weiter. Ich litt
an schmerzlichen Nächten. Das Offen schmeckte mir nicht
mehr. Im Wachen und Träumen verfolgte mich
Schantungsbahn wie ein höllisches Gespenst. Zur Ab-
wechslung hob sie sich wieder mal. Es war dann
immer, als dränge ein Sonnenstrahl durchs Gewölke.

„Siehst du“, sagte Oskar, „was habe ich gesagt.
Sie erhebt sich.“

In der Tat, so schien es. Hoffnungen begannen
wieder zu keimen. Meine Stimmung hob sich. Wir
wagten wieder von Gewinnmöglichkeiten zu sprechen,
von dem Erwerb eines Judenkleides mit Zudeck.

Ja, ich dachte bereits an einen neuen Anzug für mich.
Da trat unvermutet Oskar ins Zimmer. Er sah
angestrengt ernst aus.

„Was ist?“

„In China ist Revolution.“

„Was geht mich China an. China ist weit vom
Himmel.“

„Bekanntlich ist Schantung eine chinesische Pro-
vinz“, belehrte er mich ernst.

„Schantung — um Gottes willen — ja, natürlich
ging mich China viel an. Also in China ist Revo-
lution und was weiter?“

Oskar juckte die Achseln.

„Was weiter daraus folgt, brauche ich dir wohl
nicht erst zu sagen. So was verstummt natürlich die
Börse.“

„Aber ich bitte dich — eine Revolution, das er-
leben wir doch alle paar Monate in Deutschland.“

„Doch! — in China nimmt man so was wohl-
schämlich genauer. Jedenfalls ist Schantungsbahn um
200 gefallen.“

„Geht sie dich — vernichtet — in einen Staub.“

„Oskar — was nun?“

„Wenn du Geld flüchtig machen könntest. — Jetzt
ist die günstigste Gelegenheit, Schantungsbahn zu
kaufen.“

„Er blühte mich erwartungsvoll an.“

Ich sah ihm stumm die Zähne.

das Wohn... Ach, ich dachte dort nicht an den Tod, an gar nichts.
Gestern schlug sie ihre heißen Kinderarmen plötz-
lich innig um meinen Hals und fragte ängstlich, ob
ich ihr immer gut sein und sie so lieben würde. So
lieb war das! Bitterkeit küßte ich sie mitten auf den
reinen kleinen Mund und jubelte in die blaue Luft
hinaus: So lange ich lebe!
Da warf sie einen strahlenden Blick auf meine
biegamen Jugend und wir waren sehr glücklich.
Aber davon kann man nicht schreiben.

Ich danke Ihnen noch einmal, viele Mal, viele
Mal. Sie sollte ich Ihnen nicht danken? Dieses
Jahr war schön. Ich hätte unter natürlichen Um-
ständen niemals ein solches erlebt und habe Ihnen
längst berichtet.
Adieu! Adieu!

Hans Benz

Alles um Geld

Goethe führte ein Besitztum, auf das die Worte
eingetragen waren: „Alles um Geld!“ Wollte man
unserer Zeit ein Besitztum heißen, so müßte darauf
stehen: „Alles um Geld!“, denn es scheint, als ob die
Menschen von heute für nichts anderes mehr Sinn
haben als für die schmutzigen Wappen in der rechten
Hosentasche. Was kümmert den Deutschen von heute
die auswärtige Politik — wenn er nur Geld hat.
Unsere ganze Politik ist zur Geldpolitik geworden.
Der Arbeiter wählt nicht deshalb sozialdemokratisch,
weil er, auf genauer Kenntnis der Marx-Engels-
schen Werke fußend, deren Staatslehre für richtig
hält, sondern weil er glaubt, so immer steigende Löhne
bekommen zu können. Der Bauer, der Landbesitzer
wollen höhere Preise für ihre Waren erzwingen, und
auch der Fabrikbesitzer, der Handelskammer — sie alle
wollen Geld, Geld, Geld machen. „Wach Geld,
wenn du kannst, ehrlich — aber mach Geld!“ sagte
einmal ein sterbender Engländer zu seinem Sohne —
wer arbeitet heute nicht nach diesen Worten!
Wobon sprechen die Leute in der Straßenbahn,
die Arbeiter in der Frischluftkammer, die jungen Kaufleute
beim hastig verschlungenen Mittagessen — von Geld,
nur von Geld.

Es gab eine Zeit, in der das nicht so war; die
Menschen waren damals klüger und wußten, daß es
Dinge gibt, die wichtiger sind als Geld. Und des-
halb waren sie glücklicher! Wie unglücklich ist der
Mann, der sich nicht früh auf dem Wege zur Arbeit
freuen kann an dem süßigen Nebelregen und dem
Kirschenblau. Aber wer bleibt noch stehen,
lacht sich behaglich an Geländer und genießt in
stiller Beschaulichkeit dieses Glück! Und wie unglück-
lich sind die, welche nicht mittags an einem Kinder-
spielplatz Galt machen und einige Minuten in die
Stille der jungen Augen sehen mögen. Wie un-
glücklich diejenigen, die abends nur die heftig be-
schlagene Pforte und die stinkende Zigarre als Ge-
nuß gelten lassen, statt zu einem Band Dikens oder
Richt zu greifen. Wie unglücklich alle die Armen,
die nicht täglich wenigstens ein Lächeln auf die
Lippen ihrer Frau, ihrer Kinder zu haben ver-
stehen durch ein munteres Scherzwort! Unglücklich
sie alle — und (verzeih, lieber Leser): Gell dazu!
In Reichenbachs Paraphrase steht, unsere einzige Er-
löser sei, daß wir uns zu wenig freuen, unsere Erb-
dummheit ist es dazu!

Wir müssen alle wieder lernen
Freude an dem Leben,
Weil noch das Dämmerlicht glüht,
vor allem aber nicht glauben, daß zur Freude Geld
nötig sei. Glaubt man, keine Freude, nichts hat
so wenig mit Freude zu tun als das elende Geld.
„Tönnchen, der muntere Sechsfelder“ aus dem Schul-
leibchen gab sogar das reiche Geldgesicht zurück, weil
er dadurch sein Leben kam. Man kann viel
besser fröhlich sein in Armut als in Reichtum, nur
muß man den festen Willen zum Glück haben und
die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen verstehen.
Und das sicherste Mittel zum Glück ist: Nicht mehr
an Geld denken und von Geld reden als unbedingt
nötig ist, dagegen fleißig Ausdauer halten nach der
einen tiefen — und so billigen! — Freude am Lebens-
wege. Ein Vogels Ruf, einer Blume Duft, eine

weiße Wolke am Sommerhimmel sind weit schöner,
weit beglückender als 100 Mark. Nur die sommer-
volle Knospe des Geldes, in der ihr freierwillig
steht, verhindert euch, die Wahrheit dieses Satzes zu
erkennen. Das Geld zieht halten auf eure Stirn
und verleiht eure Bänder, daß sie das Leben ver-
lernen, das Geld starrt Warte in eure Ohren und
legt eine trübende Brille vor eure Augen, das Geld
überzieht eure kurzen Lebensstage mit widerigem
Schleim und macht eure Sohlen schwer wie Wasser-
steine. Warum befreit ihr euch nicht? Ist es
wirklich so schwer, dies trübende Götzenbild als
hohl zu erkennen und vom Throne zu stoßen? Wohl
muß Geld sein und wir müssen gelegentlich daran
denken. Aber Inhalt des Lebens, der Gedanken, der
Gespräche darf es dem niemals werden, der glücklich
sein will. Sad glücklich! Dr. Robert November.

Abstand

Von Rudolf Hammon.

Es ist dankbar, sich an dieser Zeit zu ärgern.
Man kann auch an ihr leiden. Aber ärgern ist besser.
Ich ärgere mich zum Beispiel an den Bächen.
Denn auf da haben etwas Jährliches; aber oft auch
eine verstaubte Posse. Also Bächen; ein Paar ist's
nicht, will es ein werden? Oder lang's nicht zum
Paar? Man weiß das nicht. Es ist so was Unaus-
gesprochenes. Und es trümmelt davon. Ich wenig-
stens sehe nur noch Bächen. Wenn man eben an-
fängt, sich zu ärgern! Immer und überall Bächen.
Sie essen, trinken, rauchen, stehen, sitzen, gehen zu-
sammen, und was es sonst noch an zusammenpassen-
den Zeitwörtern gibt. Ich frage, warum ich mich
daran ärgere. Reid? nein; denn es ist nicht schwer.
Moral? nein; ich mag die Moral nicht, wenn sie ein
Dr. Klingens ist, nur als Spiegelglas las ich sie gelten.
Mühe es selber ausprobieren und wird mit einer
willigen Zwei zum Bächen. Macht froh, wenn ein
istig frisches Sommerkleid den leeren Schritt un-
günstig. Sankt das Gedächtnis auf der Bahn; trägt
Sonntag auf die Strohen; Kirchenstunden klingen
festlich; der Wald kommt entgegen, wie ein freund-
licher Gast, son Ruf laßt sich in die Herzen,
freudiger in zwei, als in eins. Woofiges Lager, Ein-
terbrot, immer noch steigt's in den Herzen, bis die
Sonne zu höchst fand.

Dann kommen die Gedanken. Immer die gleiche
Stufenreihe, immer liegt die hochgepannte Säule die
gleiche Stala ob, um sich zu sinken. Das Mädchen
tat mir leid, sie und alle die anderen. Und wußte
mit einem Mal, Bächen, das ist unter sich fremd, ja
s'ander recht fern. Etwas treibt sie zu einander,
aber was sie treibt, ist nicht das Geheiß, so wenig als
sie selbst gleich und ein Paar sind. So wie im wachen
Zustand zwei Wege auf einander zulaufen, von Ost und
von West, und schnell wieder auseinandergehen, der
eine nach Nord, der andere nach Süd. Ich schaute
mich vor der schweigenden Würde des Waldes, vor
seinem ernsten Geheiß, das menschliche Willkür ent-
weichte. Im überlauten Mädchenlachen hörte ich be-
stimmte Verleumdung, in gestürzten Mädchen sah ich
verlorenes Trauer.

Da wußte ich, warum ich mich ärgere an den
Bächen. Nicht, weil sie nicht Mann und Weib sind,
sondern keinen Abstand haben. Und daß wir den
Abstand wieder suchen müssen, mit schönen Augen.
Aber kann man den Abstand zurückweisen, nachdem
er übersprungen ist? Vielleicht. Ich weiß nur,
wenn ich ein Mädchen war, daß ich heucheln tat
mit dem Gefühls, das nur die Frau und nur ein-
mal vergeben kann. Darum sie, die Frau, müßt
den Abstand. Und über den Abstand stehen ihr
tausendmal schönere Dinge zu. Denn um sie her,
da ist eine ganz bunte Schicht, ein unklarer, fre-
williger Leib, den auch der Mann lieber tobt, wenn er
in nur recht zu fühlen bekommt, aber der Leib zer-
bricht schon von einem ungeschickten Fingerknippen.
Und mit Abstand meine ich nicht bis zur Ehe, solange
diese ein Rechenzettel ist. Denn dafür ist's auch
schade um das Gefühls.

Aber noch mehr schade ist's, wenn es um ein
hohes Sonntag und Sonne weggeworfen wird. Wer
das Gefühls fest in der Hand hat, mag wandern zu
zwei — im Abstand; wenn's aber locker in der
Hand liegt, der meiste den Abstand vorher — ganz

weil. Nicht um der Moral willen, sondern um des
Besitzes willen. Der darf nur von Würde auf Würde
übergehen. Und so groß braucht die Not der Zeit
nicht zu sein, daß sie auch diesen Besitz verschleudert.
Es ist der letzte Besitz unseres Volkes und sein bester.

1920

Es traf da neulich irgendwo mal
die Saluta zusammen mit der Moral.
Und es sprach die Moral mit höhnischem Funken:
„Saluta, wie bist du doch tief gesunken!“
Drauf rief die Saluta voll Stolz ihr zu:
„Ich bin's — doch lang nicht so tief wie du!“

Für die Frauen

Herbstmoden

Als große Neuheit bekommen wir eine Cape-
mode — weit, lose, gegen die Unbill der Herbststürme
trefflich schützend. Der Oberstoff ist meist Tuch, das
weiter andersfarbige Seide, oft allerletzte, sogar
Wolle und andere durchsichtige Stoffe. Natürlich
wirkt diese Capemode ein wenig noch verblüffend
und vielleicht etwas ungewohnt. Die vornehme Frau,
die weniger Wert auf das Auffallende, mehr auf das
Zurückhaltende, weniger Gewicht auf das Verblüf-
fende als auf den kontinuierlichen Sinn ihrer Erse-
nung legt, wird der Capemode das distrete, tadellos
gearbeitete Jackett vorziehen.

Für dieses Jackett sind die lange Jade
charakteristisch, mindestens dreiviertel lang, bisweilen
sogar bis unter die Knie reichend; teils gradlinig
werden die Ärmel nur durch den bekannten schmalen
Gürtel unterbrochen, teils — und das ist neu — sind
sie in der Taille etwas eingekantet und haben dann
angelegte, nach unten glockenförmige oder auch teil-
weise gefaltete Schöße. Zupf ist der lange, unten
sich ausweitende Ärmel, der sehr oft und gern ge-
schliffen getragen wird. Neu in dem Gesamtbild der
Mode ist der hohe Kragen. Zwar waren Ärmel da-
zu schon länger im Gang; aber in diesem Herbst
scheint sich der hohe Kragen durchgesetzt zu haben.
Die Röcke zeigen die Neigung länger zu werden —
bei Abendkleidern wird die Hüftlinie durch Zügel
oder trübsinnige Hüftfaltungen verbreitert —
farbig, wie scheinen nach dem alten Grundsatz, daß
die Mode von einem Extrem zum andern wandert,
von der äußersten Kurvenlinie der Unkeilbarkeit
zur Bedecktheit, vielleicht bald zur Verkleidung um-
gekehrt zu sein.

Auch der Ausschnitt der Kleider und
der Mantelkanten verkleinert sich; diese haben oft
den hohen Tellerkragen. Der Gesamteindruck ist jedoch
mit Ausnahme der Hüftverbreiterungen — die bisher
mehr Zukunftsahnungen als Allgemeinheit sind —
immer noch gerade. Die Taille ist auffallend lang
heruntergezogen, teils nur durch Ansetz des Rockes,
bisweilen jedoch auch durch vollkommenen Anderartig-
keit des Materials oder der Materialbearbeitung
gekennzeichnet: gerade, schräge Taillen, unter denen
ein Rüscher hervorkommt, bestickte Taillen mit
glattem, angelegtem Rock oder noch häufiger umge-
kehrt glatte Taillen mit reich besticktem Rock, weite,
oder plüffierte Taillendeckel mit samtener Leibchen.
All das sind häufige Moden des Nachmittags-
und des kleinen Abendkleides. Wohlgeachtet des Kleinen,
von dem großen Abendkleid braucht man im Herbst
erst zu träumen.

In der Futurmode zeigt sich auch die schon er-
wähnte Tendenz des Bedeckens und Verkleidens. Die
Hüte werden etwas größer, oft glockenförmig getragen
und sehr tief ins Gesicht gezogen. Das Material ist la-
mode ist Samt, für große Toilette jedoch sieht man
auch viel Tüll mit Gold durchwirkt. Der Kopf des
Hutes ist meist ganz weich. Und dann treten alle
— aber auch alle Arten von Federn diese Hüte —
vom kostbaren Stangen- und Kronenreiter über
Pleuren und Strohgarmenturen bis zum stolzen
Schmuck des Godelhahns. Oben, seitwärts, unter-
wärts, überall werden diese schmückenden Attribute
angebracht. Nebenher sieht man sehr viele Samt-
toques, vor allem als Kopf-Hüte.

Die Dame, die nicht auffallen will, trägt Klei-
der und Kostüme in den augenblicklich häufig bevor-

zugten Mitteltönen: beige, grau, braun, rostrot, la-
venderblau. An Leuchtendem, in die Augen Springen-
dem fehlt es natürlich nicht, wie türkisblau, gift-
grün, schneeweiß und schwarz-weiß.

Schwarz-weiß ist Trumpf bei den Leuten, die die
Mode machen — oder machen wollen. Wo sie her-
kommt? Aus Berlin? Aus Paris? Aus London
oder Buenos Aires? Der Ungelesene weiß es
nicht. Vielleicht bemerkt er sogar die harte Zu-
sammenstellung — Geschmack ist ja so individuell!
Auf jeden Fall hat diese plötzlich auftauchende Mode
etwas Symbolisches; sie konnte die Tracht der „reihen-
ren“ — oberen kann man wirklich nicht mehr sagen
in einem demokratischen Lande — 10 000 werden:
Aus dem schwarzen Dunkel sind diese Reuen in das
helle, weißblende Licht des prächtigen Wohlstandes
getreten. Ohne Übergang durch kulturelle Tradi-
tion, die sich vielleicht in Halbtonen äußern würde —
keine Spur davon!

Ist es nicht häßlich, daß die Mode so sinnlos, so
echt arbeitet? Daß Weiß nebenbei als die Farbe der
Unschuld, Reinheit usw. galt, muß man verzeihen. ...
Das geht nicht her — grotesk ist die Mode denn noch
nicht.

Die neueste Mode: geschöpft aus den Moden längst
vergangener Zeiten, geschaffen aus der Strömung der
Zeit, angepaßt dem Geschmack unserer Tage. So
leben wir die letzte Mode für Herbst und Winter,
vielfach und vielfältig. Straßenkleidung:
Langer halbanschlüssender Mantel; stülpen strenges
Schneckenkragen; flotte, etwas herausfordernde Fal-
ten; wippender Glorioso; Jalousie, weiter und
länger als vorher; hoher, die untere Gesicht-
hälfte einhüllender Kragen. Hauskleidung:
das Wiedererleben der Mode der fünfziger und sieb-
ziger Jahre im reifengestützten Halbnack und
Schneckenkragen in Schürzenmülle, Halsärmel und
Krautkragen; ein rückwärts gestrichelter Rock — noch
nicht Taumiere. Dazu Modelamen: Mod- und
Pan Top-Kragen, Vagabondärmel, Tücherrock. Über
diese hier nur kurz flüchtige Vorschau der Mode
geben vier vortreffliche kleine Bände, *Recherches de
la Mode*, einen umfassenden Überblick mit vielen,
von ersten Modenschöpfern dargestellten Beispielen mit
Text. Die Mode für Herbst und Winter, Band 1-4,
ist jedoch im Verlag Otto Beyer, Leipzig, erschienen.
Ihre bewährten Vorträge: Handlichkeit und Preis-
würdigkeit durch Gliderung der Kleidung in einzelne
Bände, Bezug von ersichtlichen Schritten und Ab-
plattmüssen zu allen modernen Stücken der Klei-
dung, machen sie zu einem unentbehrlichen Ratgeber
für alle, die sich mit der Mode befassen.

Bemerktes

1. *Prophetisches vom Jahre 1855.* In ihrem
berühmten Tagebuch schreiben die Brüder Jules und
Edmond de Goncourt folgende Zeilen, die zu lesen
besonders interessant sind: Alle vier- bis fünf-
hundert Jahre ist eine Epoche der Kulturlosigkeit not-
wendig, um neues Leben zu zeitigen. Die Welt
müßte sonst an Zivilisation zugrunde gehen. Wer
früher in Europa die auf dem Abstieg begriffene Be-
völkerung einer lebenden Landschaft genügend ent-
kräftet, so fiel ihr vom Norden her eine Horde sechs
Zug hoher Kannibalen in den Rücken, die der Rasse
neues Blut zuführten. Denn, wo es keine Wälder in
Europa mehr gibt, sind es die Arbeiter, die in fünfzig
Jahren dieses Wert ausführen werden. Man
wird das die „soziale Revolution“ nennen.

2. *Der Kampf gegen Einstein.* In einem Ko-
llet, den er im Berliner Tageblatt veröffentlicht,
nimmt Professor Albert Einstein an den gegen ihn
geleiteten Reden Stellung. Er bezeichnet die jüdi-
schen Einwände des Professors Gehe gegen die
Relativitätstheorie als unzureichend, herbeigekün-
det durch einseitige Auswahl des Materials und durch
Entstellung. Den persönlichen Angriffen auf ihn an-
wortet er damit, daß er keine Gegner niedriger poli-
tischer Verleumdungslust ansetzt; man wolle, wie
er sich ausdrückt, in ihm den Juden von freiheit-
licher internationaler Gesinnung treffen. Er befreit
die sachmännische Kompetenz der Redner, die bisher
gegen ihn gesprochen haben, und stellt eine sachliche
Ausprache auf der demnächst stattfindenden Natur-
forscherversammlung in Rausheim in Aussicht.

Dreizehn

Eine unheimliche Geschichte von Friedrich Dreizehn.
„Wann wollen wir anstoßen?“
„Auf die neue Kaffeebar beim Stadttheater!“
„Ganz einfach, auf unsere Gesundheit!“
„Noch einfacher, auf das, was wir lieben!“
„Auf das, was wir lieben“, wiederholte der Kom-
merzienrat Müller; „daran kann sich jeder vor-
stellen, was er will, die Kunst, unsere neue Belan-
donna, seine Herzensklammer, die erste Willkür, die
Damen können sich ihren Ausdrücken oder Gemahl,
ein neues Kleid, den nächsten Ball oder eine Bade-
reise darunter denken. „Auf das, was wir lieben“ ist
so nichtig und so vielversprechend als möglich; blei-
ben wir dabei.“
„Auf das, was wir lieben!“ schallte es aus allen
Ecken; die Kläser klangen und einige Stunden
lang herrschte jene weiche, stille, die gewöhnlich
entritt, wenn eine ganze Tischgesellschaft auf ein
Kommando sämtliche Niedrigkeit in die Beinschläger
verkauft. Nur aus der Reihe des biden Bankiers
Übersberg ließ sich gar kein Glück nehmen, so
ähnlich etwa wie die Kräfte ganz heimlicher Liebe,
„von der niemand nichts weiß.“

Die Kläser wurden wieder auf den Tisch gestellt,
der behäbige Juchendfabrikant Hoffeld ließ sich mit
seiner Junge den Schürzenrock ab, eine Operation,
die der sechsjährige Rittmeister a. D. von Stern-
berg nicht ausführen konnte, weil dessen prächtig
schwarz gefärbter Schürzenrock dadurch meiert wor-
den wäre. Er tuppte sich deshalb mit seinem Taschentuch
den Mund ganz vorsichtig ab und beglückte dann
noch die ihm gegenüber sitzende Amalie von Huldreich
mit einem unübersehbaren feinen Lächeln.
Frau Amalie von Huldreich ließ ihren Blick
über die Tafel schweifen. Nüchtern nahm ihr Blick
einen ängstlichen Ausdruck an, sie griff an ihre Brust,
gleichsam, als ob sie einen Ohnmachtsanfall be-
kämpfen wollte, und ihr hilfloser Blick richtete
sich auf ihre nächste Umgebung. Der allzeit galante
Rittmeister a. D. fragte sie teilnehmend, was ihr
fehle.
„Denken Sie sich, Herr von Sternberg, wir sitzen
zu dreizehn am Tisch“, flüsterte sie geheimnisvoll.
„Zu dreizehn?“ fragte der Rittmeister a. D. ge-

dehnt, indem er die Tischgesellschaft zu zählen begann.
„Wir sitzen zu dreizehn“, entgegnete der Ritt-
meister.
„Zu dreizehn?“
„Dreizehn!“
Dies Wort ging von Mund zu Mund; die ganze
Stala wurde damit abgeklungen, und alle Gedanken
konzentrierten sich auf die Zahl dreizehn.
„Möchten Sie denn wirklich jene Ammenmärchen
bezüglich der Zahl dreizehn?“ fragte der Hauswirt
sein Gegenüber.
„Es muß doch etwas Wahres daran sein, denn
man hat in dieser Hinsicht mehrere Beispiele.“
„Einer aus der Tischgesellschaft soll also dem all-
gemeinen Glauben nach noch in diesem Jahre
sterben?“ fragte die Frau Kommerzienrat Müller,
welche ihre Blide über sämtliche Anwesenden streichen
ließ, gleichsam als ob sie den Todesfallsdaten aus-
suchen wollte.
„Es kann auch ein Todesfall in der Verwandt-
schaft eines der Teilnehmer eintreten“, bemerkte der
Zufuhrfabrikant.
„Ein eventuelles Unglück trifft ja doch nur den
dreizehnten Teilnehmer am Mahl, wenn überhaupt
etwas Wahres an der Sache ist. Wer ist denn heute
zuletzt gekommen?“
Alle Blicke richteten sich auf den Großindustriellen
Guthaus Bernfeld. Dieser war der Gesellschaft fremd
und war zur Soiree geladen, da er ein Jugendfreund
des Hausherrn war. — Bernfeld hatte sich bezüglich
der Zahl dreizehn noch mit keiner Silbe geäußert.
Jetzt, da er von der ganzen Gesellschaft zum Todes-
oder Unglücksfallsdaten gestempelt wurde, mußte er
doch auch etwas dazu sagen.
„Was von der Zahl dreizehn erzählt wird“, nahm
er mit tonloser Stimme das Wort, „ist keine Fabel;
es ist bittere, grausige schauerliche Wirklichkeit.“
Entsetzt schauten sich alle gegenseitig an; — „Der
arme Mann“ flüsterte Amalie mit bebender Stimme.
„Ich kann aus eigener Erfahrung sprechen“, fuhr
Bernfeld fort, indem er sein Haupt mit beiden Hän-
den hüllte, und einen Blick mit dem Ausdruck der
tiefsten Schmerzhaftigkeit hinabsenkte.
„Aus eigener Erfahrung? Bitte erzählen Sie!“
hat man von allen Seiten.
Bernfeld brütete eine Weile frunz vor sich hin,

endlich ließ er sich von den vielen Bitten erweichen
und begann mit hoher, bebender Stimme zu er-
zählen:
„Erst an Vierzehnjahr ist es her, daß ich als drei-
zehnter zu einer Mahlzeit kam, und wieder bin ich
zum Unglück verdammt.“
„Was mag nur kommen?“ flüsterte die Kommer-
zienrätin.
„Ein Freund hatte mich auf der Durchreise be-
sucht, und wir hatten beschlossen, einer Einladung
folge zu leisten und das Diner in einer Gesellschaft
einzunehmen. Unglücklicherweise hatte ich vorher
einen wichtigen Geschäftsweg, ich sandte deshalb
meinen Freund voraus und verpackte, baldigst nach-
zufolgen. Ich hielt auch Wort, dennoch war ich der
Letzte.“
Ein tiefer Seufzer entging sich der Brust des
Sprechers. Mitleidig betrachteten ihn die Damen,
welche kaum zu atmen wagten.
„Wir waren all lustig und guter Dinge, bis einer
aus der Gesellschaft die Bemerkung machte, daß wir
zu dreizehn waren. Ich spottete ob des Abglaubens,
nicht ahnend, wie bald mein Spott dem schät-
testen Erfolge der Wirklichkeit weichen sollte.“
„Schrecklich!“ stöhnte Frau Hoffeld.
„Ich begleitete meinen Freund zur Bahn und
ging dann wohlgemut nach Hause, denn die düstere
Prophezeiung hatte ich längst vergessen. Als ich ins
Haus kam, fand ich die Portierloge leer, was mir
sofort auffiel; noch auffallender aber war die Hast,
mit welcher ein Diener an mir vorbeifuhr, ohne auf
mein Rufen zu achten. Düstere Ahnungen erfüllten
mein Inneres, denn es fiel mir ein, daß ich drei-
zehnter bei der Tafel gewesen war; angstvoll stieg ich
die Treppe empor, mit jedem Schritte furchend, eine
Schreckensunde zu empfangen. Endlich im ersten
Stockwerk angekommen, öffnete ich die Türe meines
Zimmers, wo ich alles in größter Unordnung fand.“
„Ah!“
„Ich öffnete den Salon, ein wildes Chaos, wie
ich es noch nie gesehen hatte, flachte mir entgegen.
Die größte Angst bemächtigte sich meiner; wo ist
meine Frau? wo meine Kinder?“
„Wir waren“, flüsterte Amalie mit zitternder
Stimme.
„Ich durchsuchte die Gemächer und kam endlich ins
Zuschlammzimmer. Da lag sie, meine liebe Frau, im

Kontroll — oh!“ Bernfelds Stimme wurde von
einem Seufzer erstickt.
„Grußhaft! Doch nicht etwa ermordet?“ fragte
die Kommerzienrätin.
„Oder vom Schläge gerührt?“
„Oder schwer verletzt?“
„Schrecklicher noch. Sie lag im Kontroll, und
neben ihr sah — — meine Schwiegermutter, die
mit dem letztenzuge unterworfen angekommen war.“

Lustige Ecke

Ein heringefallener Hausverwalter.

Eine Dame kommt zu dem Verwalter eines
Wohnhauses und es entspinnt sich das folgende Ge-
spräch.
„Mein Herr, ich möchte eine Wohnung
mieten.“
„Sehr gern, Madame. Aber vorher gestatten
Sie mir eine Frage. Haben Sie Kinder?“
„Drei, mein Herr. Sie sind auf dem Fried-
hof.“
Der Verwalter wußte anscheinend eine Träne aus
den Augen und sagt: „Arme Frau! — Kommen Sie,
ich will Ihnen die Wohnung zeigen.“ Nachdem die
Wohnung besichtigt ist, sagt die Dame: „Die Woh-
nung gefällt mir. Wie hoch ist die Miete?“
„Sechshundert. Wenn Sie wünschen, schließen
wir den Kontrakt. Ich habe alles bereit. Wollen
Sie unterschreiben?“
Die Dame unterschreibt. „So, das wäre er-
ledigt. — Jetzt will ich meine Kinder holen.“
„Wie, Ihre Kinder? — Ich glaubte, sie sind auf
dem Friedhof!“
„Allerdings. Ich habe sie gerade mit ihrem
Kinderfräulein dorthin geschickt.“

Was ist paradox?

Wenn ein Kreisarzt einen um die Erde
bringt.
Wenn ein Laufburche fährt.
Wenn ein Strohregen sehen soll.
Wenn man einen Betrunknen nicht für
voll ansieht.
Wenn einer hart auf einer Weiche sitzt und
keine seine Leute spielt.

Lohnst
erschien
der So
Seit 1900
4,50 M.
Bleistift
monat
Jahres
St. Gaus
Konparen
erlangen
40 Pf.
75 Pf.
Bei gr
bei
für die
physisch
wird bei
Zahlung
kommt

Bur
Von g
tisch-Parlan
Kauf des
vordränge
fches über
1920 sind
zahlreiche
mehrbet
abschlüsse
führungs
gehörden
der Kom
hierüber
nein wö
rungspr
nochmals
des Gele
beamtet
insufen
kleinern
Zentrum
berzge u
Gele
nicht Red
verständl
Kaufst
der Wirt
Gele
mumlauf
Gele
der Gem
dieser B
hinrich
beamtet
Vergleich
Kommun
verwalt
ein mal
und nur
gemacht
sichtbar
Prüfung
onten u
Berste
tiefst
Vergleich
finden
der Bes
die Ber
halmisch
Es er
Brosch
B. der
einer r
wichtig
mumme
vielmeh
grippig
weilich
onten
sehung
Wälf
die B
allen
sich
Befehl
Sprach
lungm
darauf
auter
fein d
dinge
für die
den
haken
schon
ausfu
treten
redig
über
fortsch

Die
g
Lam
corde
schei
gelen
bess
Wen
trag
Bor
man
cay
Ne
kly
Nig
dem
offe
Von
Joh
20
tö
h
du
Ruf